

Wolf-Rüdiger Heilmann

# DER TÖDLCHE RUF

KRIMINAL  
ROMAN



# Inhalt

- [Kapitel 1](#)
- [Kapitel 2](#)
- [Kapitel 3](#)
- [Kapitel 4](#)
- [Kapitel 5](#)
- [Kapitel 6](#)
- [Kapitel 7](#)
- [Kapitel 8](#)
- [Kapitel 9](#)
- [Kapitel 10](#)
- [Kapitel 11](#)
- [Kapitel 12](#)
- [Kapitel 13](#)
- [Kapitel 14](#)
- [Kapitel 15](#)
- [Kapitel 16](#)
- [Kapitel 17](#)
- [Kapitel 18](#)
- [Kapitel 19](#)
- [Kapitel 20](#)
- [Kapitel 21](#)
- [Kapitel 22](#)
- [Kapitel 23](#)
- [Kapitel 24](#)
- [Kapitel 25](#)
- [Kapitel 26](#)
- [Kapitel 27](#)
- [Kapitel 28](#)
- [Kapitel 29](#)
- [Kapitel 30](#)
- [Kapitel 31](#)
- [Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Kapitel 34](#)

[Kapitel 35](#)

[Epilog](#)

Alle in diesem Buch geschilderten Handlungen  
und Personen sind frei erfunden.

Etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten oder lebenden oder  
verstorbenen Personen wären rein zufällig und nicht beabsichtigt, abgesehen  
von gewissen Übereinstimmungen zwischen Autor und Ich-Erzähler.

Für Ingrid

Larissa-Valeska

Lisa-Maria und Steffen

Lydia Sara

Lionel Elias

*» Though I know I'll never lose affection  
for people and things that went before  
I know I'll often stop and think about them  
in my life I love you more.«*

John Lennon, In My Life

# 1

Das Couvert enthielt eine einzige DIN A4-Seite aus schwerem Büttenpapier. Der Briefkopf war edel gedruckt: »Private Hochschule für Finanzen, Geld und Währung. Der Rektor«. Es folgten Ort, Datum, meine Anschrift und dann der Text: »Sehr geehrter Herr Dr. Rieger! Es ist mir eine Freude, Ihnen mitteilen zu können, dass der Senat der Privaten Hochschule für Finanzen, Geld und Währung beschlossen hat, Sie auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Versicherungs- und Bausparmathematik zu berufen. Hierzu gratuliere ich Ihnen von ganzem Herzen. Bitte wenden Sie sich zur Abstimmung der nächsten nun anstehenden Schritte unter der Ihnen bekannten Rufnummer an mein Sekretariat, Frau Maren Demmler. Mit freundlichen Grüßen, Ihr sehr ergebener Richard Hahne.« Gab es das noch? »Ihr sehr ergebener«? Und das zu einer Unterschrift, die fast so viel Raum einnahm wie der gesamte Briefftext! Zelebriert mit einem vermutlich exquisiten Füllfederhalter, in preußisch-blauer Tinte.

Diese Kombination aus edlen Schreibmaterialien und altfränkischem Briefstil beeindruckte mich sehr und half mir damit für einige Sekunden über den freudigen Schock hinweg, den die Botschaft des Schreibens in mir auslöste.

Ich hatte Hahne, genauer: Prof. Dr. rer. oec. Dr. h. c. mult. Richard Hahne, während des Berufungsverfahrens nicht kennengelernt. Vor meinem geistigen Auge entstand eine auch physisch imponierende Persönlichkeit, ein Hüne vermutlich, raumfüllend, mit ausladenden Gesten und dröhnendem Bass. Ich konnte nicht ahnen, dass ich ihm zu seinen Lebzeiten niemals von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen würde – dem in Wahrheit kleinen, drahtigen Mann, in seiner Körpersprache und mit der stets leicht geduckten Haltung und einem lauernden Blick an einen Judoka erinnernd, der mindestens den 6. Dan erreicht hatte.

Doch dann wurde mir schlagartig bewusst, was der Brief von Hahne für mich bedeutete – mir lag das Angebot vor, meinem Leben eine ziemlich dramatische Wendung zu verleihen. Vom Abteilungsleiter in einem traditionsreichen Versicherungsunternehmen im Norden Deutschlands zum

Professor an einer noch recht jungen Privathochschule im Südwesten. Hieß das: aus dem konservativen Umfeld der Assekuranz in die innovative Welt der Yuppies und der Start-up-Schmieden? Oder eher vom Haifischbecken freie Wirtschaft in das Reservat einer Alma Mater? Oder nur aus dem vertrauten norddeutschen Flachland ins fremdartige Mittelgebirge?

Ich hatte von der Ausschreibung der Stelle ganz zufällig am Rande einer Fachtagung erfahren und mich ohne allzu große Ambitionen beworben. Um so überraschter war ich gewesen, als ich – recht kurzfristig – zu einem Vorstellungsvortrag eingeladen wurde, den ich dann in aller Eile konzipierte und vor einem in seiner Zusammensetzung für mich ungewohnten Auditorium von weniger als zwanzig Personen an einem schwülen sommerlichen Spätnachmittag in einem grotesk überdimensionierten Hörsaal halten musste.

Die Atmosphäre bei dieser Veranstaltung war ausgesprochen angenehm. Der Vorsitzende der Berufungskommission, ein Professor Hunger, hatte mich freundlich begrüßt und mir durch seine Jovialität meine Nervosität und Anspannung weitgehend genommen. Hunger war offenbar, ähnlich wie ich, ein akademischer Quereinsteiger, nicht einmal promoviert, der aus der Bankwirtschaft zur Hochschule gekommen war. Seine Attitüde war demgemäß auch wenig professoral – er wirkte offen, hatte ein ansteckendes Lachen und hinter den getönten Gläsern seiner dicken Brille einen stets aufmerksamen, gelegentlich verschmitzten Blick. Seine schlanke, ja, hagere Figur trug auf hängenden Schultern einen schmalen, knochigen Kopf, und ich hatte mich bei unserer ersten Begegnung unwillkürlich gefragt, ob der dadurch hervorgerufene Eindruck der Askese nun zu seinem Nachnamen passte oder gerade nicht. Sein volles, zur Seite gekämmtes Haar war offensichtlich dunkel gefärbt – eine kosmetische Maßnahme, die mir bei Männern immer ein wenig übertrieben, wenn nicht gar suspekt erscheint, vor allem, wenn die dunklen Strähnen nicht so recht mit dem teigigen Teint darunter korrespondieren wollen.

Ich begann meinen Vortrag mit dem Versuch eines Witzes, denn es hatte sich sogar schon bis in die immer noch ziemlich provinzielle Welt der deutschen Personenversicherung herumgesprochen, dass dies in den zunehmend angelsächsisch dominierten Feldern der Wissenschaft geradezu erwartet wurde. »Bekanntlich gibt es drei Sorten Aktuare – die einen können zählen, die anderen können es nicht.«

Es trat für einen Moment lähmende Stille ein – hatte man den Witz nicht verstanden, oder hielt man es für taktlos, dass ich einen Scherz auf Kosten meiner eigenen Zunft zu machen versuchte? Hunger war so freundlich, mich herauszupauken, indem er eine Variante eines bekannteren Witzes über Aktuar nachschob, bei dem die Pointe stets lautet: »Sie müssen ein Aktuar sein. Alles, was Sie sagen, ist hundertprozentig richtig und doch zugleich völlig nutzlos!« Und fortfuhr: »Ich bin sicher, Herr Dr. Rieger wird uns jetzt das Gegenteil beweisen!«

Ich war gerettet und trug aus meinem Spezialgebiet – quantitative Methoden der Risikoeinschätzung und Risikoprüfung in der Personenversicherung – vor, einer Materie, die den Mitgliedern der Berufungskommission ziemlich fremd war. Ich würzte meinen Vortrag reichlich mit Anekdoten aus dem Versicherungsalltag, wobei insbesondere einige spektakuläre Fälle des Versicherungsbetruges Erstaunen und, anders als mein Auftaktwitz, auch Heiterkeit hervorriefen.

Die anschließende Diskussion verlief weitgehend unproblematisch. Die Vertreter des akademischen Mittelbaus stellten einige offenbar vorbereitete und abgestimmte Standardfragen zu meiner Motivation für einen eventuellen Wechsel von der »schmutzigen« Praxis in die hehren Gefilde von Forschung und Lehre, und die Repräsentantin der, wie es hier hieß, Studierendenschaft wollte genau wissen, wie es mit meinen pädagogischen Fähigkeiten bestellt war, ob ich zu allen Lehrveranstaltungen Skripten anfertigen und kostenlos aushändigen beziehungsweise ins Internet stellen würde und wie vertraut mir die modernen elektronischen Medien wären. Später erfuhr ich von einem Mitglied der Berufungskommission, dass ich merkwürdiger Weise der einzige Bewerber gewesen war, den sie nicht dezidiert mit bohrenden Fragen zum Grundsatz der Gleichberechtigung und zu Quotenregelungen bei Stellenbesetzungen gepeinigt hatte.

In der sogenannten Nachsitzung, bei der es Wasser, Tee, Kaffee und Kekse gab – ein Luxus, der in meinem Unternehmen jüngst einer Kampagne »Jeder EURO zählt!« zum Opfer gefallen war – wurde überwiegend Small Talk betrieben. Eine Ausnahme bildeten die Einlassungen eines Professors namens Specht, der offenbar seinem Namen alle Ehre machen wollte und lustvoll auf Reizthemen wie studentische Mitbestimmung und Studienreform und somit auch auf der einzigen anwesenden Studentin herumhackte. Mein Eindruck war, dass Specht darunter litt, statt an einer angesehenen und etablierten

staatlichen Universität an dieser privaten Hochschule minderen Ranges tätig zu sein, und dass er seinen Frust darüber an allen Personen, Institutionen und Strukturen ausließ, die nach seiner Einschätzung die Zweitklassigkeit seiner gegenwärtigen akademischen Umgebung bewirkten oder verkörperten.

Nun hatte ich also tatsächlich und gegen meine eigenen Erwartungen den Ruf erhalten und sah mich vor eine bedeutsame, meinen gesamten zukünftigen Lebensweg steuernde Entscheidung gestellt.

Vier Monate später, zu Beginn des folgenden Wintersemesters, fand ich mich in einem kleinen, schäbigen Raum in einem sogenannten Verfügungsgebäude an der Peripherie der Hochschule wieder. Dieser hatte zuletzt offenbar als Abstellraum für meinen Fachbereich gedient, denn die Regale, die den größten Teil des Mobiliars ausmachten, waren voll von Druckstücken aller Art – Vorlesungsskripte, Protokolle, Übungsblätter sowie Flyer und Prospekte verschiedener Generationen, mit denen für die Hochschule und speziell für den Fachbereich »Banken, Versicherungen, Bausparkassen« geworben wurde.

Das mobile Inventar dieser Klausur, die den Namen Büro nicht verdiente, bestand aus einem windschiefen Papierkorb, zwei einfachen, mit grauem, abgewetztem Tuch bezogenen Stühlen, deren ohnehin dünne Polster durchgesessen waren, sowie einem Schreibtisch, dessen zerkratzte und beschmierte Platte von rücksichtsloser Nutzung durch frühere Inhaber zeugte und dessen Fächer und Schubladen wie die Regale mit Druckstücken und diversem Krimskrams vollgestopft waren.

Auf dem Schreibtisch befanden sich ein antiquiertes Telefon, das aber außer Betrieb war, sowie einige Utensilien – ein Stifteköcher mit mehreren Kulis, ein leerer Briefkorb sowie, wie ein Relikt aus längst vergangenen Büroepochen, ein aufgeschlagener Stenogrammblock mit teils beschriebenen, teils leeren Seiten, dem offenbar viele Blätter fehlten.

Mehrere Tintenflecken auf der Schreibtischplatte deuteten darauf hin, dass frühere Nutzer Füllfederhalter verwendet hatten und mit diesen nicht sehr sorgsam umgegangen waren.

Durch ein schmales Fenster, das wohl schon lange nicht mehr gereinigt worden war, fiel das schräge Licht der Herbstsonne in den Raum und ließ überdeutlich dichte Staubschichten erkennen, die die meisten freien Flächen bedeckten. Die unverkleidete Neon-Röhre an der Decke würde mit ihrem

kalten Licht das deprimierende Interieur dieses Kabuffs vermutlich noch weniger heimelig erscheinen lassen als es das Tageslicht tat.

Von einem Internet-Anschluss oder einer W-LAN-Verbindung konnte natürlich nicht die Rede sein, so dass ich mein privates Notebook gar nicht erst aus der Tasche herauszog.

## 2

Ich hatte mir den Start in dieser für mich in jeder Hinsicht ungewohnten Umgebung nicht leicht, aber doch auch nicht so katastrophal vorgestellt. Die Berufungsverhandlungen, bei denen ich es mit dem Prodekan des Fachbereichs und dem Kanzler der Hochschule zu tun hatte, waren in freundlicher Atmosphäre verlaufen. Ich hatte mich zuvor bei Hunger erkundigt, auf was ich als unerfahrener Newcomer achten sollte und welche Ausstattung meines Lehrstuhls ich erwarten konnte. Meine personellen Wünsche, je eine Assistenten- und Sekretariatsstelle, waren in der Berufungszusage glatt halbiert worden. Immerhin wurde eine Aufstockung auf eine ganze Assistentenstelle in Aussicht gestellt. Die Sachmittelausstattung erschien mir demgegenüber geradezu opulent.

Aber was ich mir nicht hatte vorstellen können war die völlige Passivität der Fachbereichs-verwaltung in Bezug auf meine Unterbringung und die Erstausrüstung meines Arbeitsplatzes. Was dachte sich eigentlich mein neuer Kollege Hunger, der sich als Federführender in dem Berufungsverfahren ganz besonders für meinen Start verantwortlich fühlen sollte? Ich hatte in gut zwei Wochen meine erste Vorlesung zu halten und saß nun in einer besseren Besenkammer ohne die Minimalausstattung eines arbeitsfähigen Büros.

Mein Unverständnis und meine Empörung hierüber waren so groß, dass ich beschloss, zunächst einmal in eine Art innere Emigration zu gehen und mich um gar nichts zu kümmern. Stattdessen griff ich mir einige der reichlich vorhandenen Unterlagen und blätterte insbesondere die alten Prospekte der Hochschule und des Fachbereichs durch. Da die meisten Abbildungen mit Bildunterschriften versehen waren, konnte ich mich auf diese Weise immerhin mit einigen Personen und mit deren Aussehen vertraut machen.

Die erste Überraschung dabei erlebte ich, als ich in einem mehrere Jahre alten Druckstück ein Konterfei des Gründungsrektors Hahne entdeckte. Der Mann war offenbar älter, als ich vermutet hatte. Aus einem faltigen, stark gebräunten Gesicht blinzelten zwei schmale, sehr wache Äuglein in die Kamera. Ungewöhnlich für einen Mann in seiner Position waren die raspelkurz geschnittenen weißen Haare. Auf einem Gruppenfoto mit

Repräsentanten der Hochschule, der Stadt und des Landes sah ich dann, dass Hahne klein von Statur war, aber doch eine starke physische Präsenz ausstrahlte. Der neben ihm stehende Stadtkämmerer überragte ihn um Haupteslänge, wirkte aber lasch und weichlich neben dem drahtigen Rektor, der, anders als alle anderen Personen auf dem Foto, in Freizeitkleidung angetreten war.

Auf anderen Fotos entdeckte ich Mitglieder der Berufungskommission, die sich mir bei meinem Vortrag vorgestellt hatten, deren Namen ich mir aber, außer dem von Specht, nicht gemerkt hatte. Einer hieß Brüggemann und war offenbar für das Gebiet Geld und Währung zuständig, ein anderer, der die Bankbetriebslehre vertrat und während meines Vortrages die meiste Zeit geschlafen hatte, Urban Kettler.

In einem der Prospekte steckte, möglicherweise als Lesezeichen, ein aus dem Stenoblock herausgetrennter Zettel. Auf ihm befanden sich einige Kritzeleien, wie man sie manchmal anfertigt, wenn man ein langes, möglicherweise langweiliges Telefonat absolviert. Da hatte jemand mit einem blauen Kuli, dessen Mine schmierte, ein schraffiertes Muster gezeichnet. Es fanden sich auch ein paar zackige Linien und, als markantestes Motiv, ein vermutlich männliches Konterfei, über das einige heftige Striche gezogen waren, die ein liegendes Kreuz formten – war das ein als misslungen angesehenes und daher unkenntlich gemachtes Selbstporträt, oder handelte es sich um das Abbild eines Feindes, der symbolisch vernichtet wurde? Ein wenig erinnerte mich dieses Bild an ein polizeiliches Fahndungsfoto, das auf einer »Wanted!«-Liste durchgestrichen worden war, nachdem man die gesuchte Person dingfest gemacht hatte. Das Kunstwerk enthielt keinen Hinweis auf seinen Schöpfer und auch keinen Anhaltspunkt zum Datum seiner Entstehung.

Ich legte den Zettel nicht in den Prospekt zurück, sondern fügte ihn in den Stenoblock ein und war gerade im Begriff, meine Literaturrecherche zu beenden, als es an der Tür klopfte. Auf mein »Ja, bitte!« wurde die Tür gerade so weit geöffnet, dass der Kopf von Beate Ammeyer durch die entstehende Lücke passte. Frau Ammeyer war die Sekretärin von Hunger. Sie wirkte äußerlich spießig, ja, geradezu verklemmt mit ihren blonden Kräusellöckchen, der altmodischen Brille und ihrer offensichtlichen Vorliebe für weit geschnittene lange Kleider, die zwischen Tracht, Landhaus-Stil und großmütterlichem Schürzenkleid changierten, allerdings, soweit ich es beurteilen konnte, durchweg dem gehobenen Preissegment entstammten.

Aber der äußere Eindruck täuschte. Aus meinen zahlreichen Kontakten mit ihr während des Berufungsverfahrens wusste ich, dass Frau Ammeyer sehr zielstrebig und nötigenfalls auch durchsetzungsfreudig und insgesamt offenbar sehr tüchtig war. Die diversen erforderlichen Terminabsprachen, Buchungen und Reservierungen hatte sie mit professioneller Routine erledigt, wobei sie gelegentlich verblüfft über meine Anspruchslosigkeit zu sein schien.

Anscheinend war sie gewohnt, dass die Herren Professoren in solchen Angelegenheiten sehr eigenwillig, egozentrisch und durchaus auch rücksichtslos verfahren und die daraus resultierenden Misshelligkeiten und kognitiven Dissonanzen gern bei ihr abluden.

Wenn Frau Ammeyer meine Unterbringung für unangemessen hielt – wovon ich überzeugt war –, so ließ sie sich das doch nicht anmerken. Ihre Loyalität gegenüber Hunger, den auch sie sicherlich in der Pflicht sah, war so ausgeprägt, dass sie nicht einmal durch ihr Mienenspiel zu erkennen gab, welchen Eindruck meine ärmliche Behausung auf sie machte.

Sie grüßte freundlich und fragte, wie es mir ginge, wobei sie mich als »Dr. Rieger« ansprach, was völlig korrekt war, denn meine Ernennungsurkunde war mir noch nicht ausgehändigt worden – ruhte sie vielleicht im Briefkorb des Kollegen Hunger? Ich grüßte zurück und fügte hinzu »Willkommen in meiner bescheidenen Klause, Frau Ammeyer!« Ich hatte schon früher festgestellt, dass mein Sinn für Humor mit dem ihren nicht unbedingt kompatibel war und dass sie insbesondere meine Ironie häufig nicht richtig einzuschätzen wusste. Trotzdem fügte ich noch hinzu: »Das Wichtigste ist doch soup, soap and salvation, also Suppe, Seife, Seelenheil, wie wir von der Heilsarmee zu sagen pflegen.«

Frau Ammeyer schaute mich an, als hätte ich in einem völlig unverständlichen, ihr jedenfalls total unbekanntem Idiom gesprochen. Und vielleicht war sie auch ein wenig beleidigt darüber, dass ich in Verkennung ihrer Fremdsprachenkenntnisse eine Übersetzung des berühmten Mottos mitgeliefert hatte. Ich setzte schon zu der Bemerkung an »Wissen Sie eigentlich, dass in der Heilsarmee die Frauen schon im 19. Jahrhundert den Männern gleichgestellt waren?«, womit ich mich vermutlich eines Overkills an abseitigem Scherz schuldig gemacht hätte, da fragte sie mich zum Glück ihrerseits, ob ich Zeit hätte für ein kurzes Gespräch mit Herrn Professor Hunger.

Mir lag auf der Zunge, ihr zu antworten, dass ich ja in dem mir zugewiesenen Abstellraum mangels Telefon- und W-LAN-Anschluss ohnehin zur Untätigkeit verdammt und gerade im Begriff war, den alten Spruch vom Müßiggang, der aller Laster Anfang sei, zu validieren, aber ich wollte sie nicht noch mehr verschrecken und sagte stattdessen, dass ich sehr gern mit Herrn Kollegen Hunger sprechen würde. Mit einer um mich herum weisenden Armbewegung fügte ich noch hinzu, dass es ja auch von meiner Seite aus einiges zu besprechen gäbe und dass ich auch von ihr gern erfahren würde, wie ich in den Besitz einer Grundausstattung von Büromaterial gelangen könne.

»In einer halben Stunde, um 11:30?«, fragte sie schnell, und als ich nickte, fügte sie ein rasches »Danke!« hinzu und verschwand genauso plötzlich, wie sie gekommen war. Ich wollte die Zeit nutzen, um mir Gedanken und Notizen zu dem Gespräch mit Hunger und den Forderungen, die ich stellen wollte, zu machen, ließ mich aber zunächst von einem Gedanken, der im Laufe des Gesprächs mit Frau Ammeyer bei mir aufgeblitzt war, ablenken. Ich hatte beim Blättern in den alten Fakultätsunterlagen auch ein Gruppenfoto gesehen, auf dem Hahne neben einer jungen Frau mit Kräusellöckchen stand, und irgendetwas an der Haltung der beiden war mir ungewöhnlich vorgekommen, ohne dass ich dieser Empfindung weiter nachgegangen war. Ich musste einige Zeit suchen und blättern, dann hatte ich das Foto wiedergefunden. Und tatsächlich – die beiden standen in einem vertraut wirkenden, engen Körperkontakt zueinander, als sei diese Nähe nicht nur dadurch bedingt, dass fast zehn Personen gemeinsam auf einem Foto Platz finden sollten.

Wenn man zu viel Zeit hat oder sich intellektuell unterfordert fühlt, läuft man Gefahr, sich mit Lappalien abzugeben oder unsinnige Spekulationen anzustellen. Frau Ammeyer und der in meiner Vorstellung geradezu majestätische, auf Büttchen kommunizierende Hahne? Absurd! Ich ahnte nicht, dass mein Herumphantasieren der Anfang einer Spur war, die einmal zur Aufklärung eines Gewaltverbrechens führen würde.

### 3

Ich hatte immerhin noch genügend Zeit gehabt, um mich gründlich auf das Gespräch mit Hunger vorzubereiten, nahm mir aber vor, meine Empörung über die meines Erachtens mehr als schäbige Behandlung nicht offen zu zeigen.

Aber auch Hunger war zu meiner Überraschung bestens präpariert. Er verwöhnte mich mit einem Angebot an Kaffee, Tee und Gebäck, das Frau Ammeyer auf einem Besprechungstisch bereitgestellt hatte und durch das ich mich, entwöhnt und bestechlich, wie ich war, sofort zu Wohlverhalten verführen ließ.

Und dann wurde mir auch schon ein wahres Füllhorn an Wohltaten in Aussicht gestellt: Es seien Techniker beauftragt, die am nächsten Vormittag einen Telefon- und FAX-Anschluss legen und eine W-LAN-Verbindung herstellen würden. Die erforderlichen Leitungen seien oder würden gelegt, entsprechende Geräte stünden schon bereit. Noch am selben Tag würde Frau Ammeyer zusammen mit einem Assistenten einen großen Karton mit einer Grundausstattung von Büromaterial – »alles, von der Tesa-Rolle bis zur Büroklammer«, wie Hunger sich ausdrückte – in mein Arbeitszimmer schaffen. Der Hausmeister solle angewiesen werden, schnellstmöglich einen Container zur Entsorgung von Altpapier vor meine Tür zu stellen – in diesen könnte ich alle Papiere hineinwerfen, die in den Regalen herumlagern. Für alles sonstige »Gelumpe« würde ebenfalls ein Container bereitstehen. »Wir nehmen es hier sehr ernst mit der Mülltrennung!«, betonte Hunger, und ich konnte seinem Tonfall nicht entnehmen, ob er diese Grundeinstellung auch selber einnahm oder sich über den Rigorismus des Hauses hinwegsetzte oder zumindest heimlich mokierte oder amüsierte.

»Ja«, schloss er seinen Ankündigungskatalog, »wir wollen dem neuen Kollegen doch mal zeigen, dass wir auch als Bankkaufleute etwas von Logistik und Infrastruktur verstehen!« Das schien sein Schlusswort zu sein – es war offenbar nicht eingeplant, dass seine Agenda möglicherweise unvollständig war oder dass ich von mir aus darüber hinausgehende Wünsche hegte. Ich leerte rasch meine Kaffeetasse – wer weiß, wann ich wieder einen frisch gebrühten

Kaffee bekomme, dachte ich -, verabschiedete mich kurz von ihm und anschließend im Vorzimmer von Frau Ammeyer und trollte mich.

Auf dem Rückweg zu meinem Verschlagn im Verfügungsgebäude machte ich einen Bogen über das Gastdozentenhaus, wo ich seit einigen Tagen Bewohner einer anderen immobilen Zumutung war. Die Hochschule hatte mir die Freundlichkeit erwiesen, mir bis zu dem Zeitpunkt, zu dem ich eine neue private Bleibe gefunden hatte, ein sogenanntes Appartement in diesem Etablissement zur Verfügung zu stellen.

Das Gebäude hatte ursprünglich einem anderen, mir nicht bekannten Zweck gedient und war nach Gründung der privaten Hochschule auf Betreiben des damaligen Oberbürgermeisters, der auf den schönen Namen Rüsselkopf hörte, umgewidmet worden. Wie ich später erfuhr, war vorgesehen, dies durch die Namensgebung »Gastdozentenhaus Erwin Rüsselkopf« dankbar zu dokumentieren, doch im Stadtrat war man sich uneins, ob dies schon zu Lebzeiten des verdienstvollen Kommunalpolitikers geschehen solle oder erst posthum. Spötter verwiesen mit Blick auf die Trinkfreude des Alt-OB darauf, dass sich dieses Dilemma bald schon auf natürliche Weise erledigt haben würde.

Auf meinem Weg begegnete mir kaum ein lebendes Wesen. Der Campus liegt am Stadtrand, so dass ihn nur selten ein Außenstehender betritt, und wegen der vorlesungsfreien Zeit ließen sich auch nur wenige Universitätsangehörige auf dem Gelände blicken. Dass unter diesen irgendein mir bekanntes Gesicht erscheinen würde, war ziemlich unwahrscheinlich – bisher kannte ich ja höchstens ein Dutzend Dozenten, Studenten und Angehörige des sogenannten Technischen und Verwaltungspersonals, kurz TVP.

Das Gastdozentenhaus, ein liebloser Betonklotz aus den siebziger Jahren, verband den architektonischen Charme einer Jugendherberge mit der Ausstattungseleganz eines Wohncontainers. Und wenn diese Äußerlichkeiten vielleicht noch zumutbar gewesen wären – ich hatte schließlich mein bisheriges Leben auch nicht in einer Millionärsvilla an der Côte d’Azur verbracht –, so war da aber doch ein weiterer Umstand, der mir den Aufenthalt in diesem gastlichen Hause verleidete: In jedem Stockwerk gab es eine mit allen einschlägigen Accessoires ausgestattete Küche – Elektroherd, Kühlschrank mit Gefrierfach, Geschirrspüler, Wasserkocher, Geschirr, Bestecke, Töpfe und